Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Die sechs Bouchardon-Risse
Autor: Fischer, Theodor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571860

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Edwin Ganz.

Mit einer Kunstbeilage und elf Bildern im Text.

Der vierte Jahrgang unserer Zeitschrift*) hat uns bereits mit Edwin Ganz, dem Soldatenmaler, bekannt gemacht. Dem, was damals über ihn mitgeteilt worden ist, haben wir heute, da wir ihn von der Seite seines Pferdestudiums vorstellen möchten, textlich wenig beizufügen. Das Manöverbild, das wir damals brachten, der „Angriff auf Montaigu", hat dem Künstler unter andern Erfolgen hauptsächlich den der Einführung am belgischen Hofe gebracht. Speziell die jüngste, bei ihrem Vater gebliebene Tochter König Leopolds II., Prinzessin Clementine, hat seine glänzende Beanlagung als Porträtist ihrer Lieblinge vollauf zu schätzen und zu beschäftigen gewußt. „Spa und Coo" stammen aus dem Gestüt des Prinzen von Wales.

Vater und Großvater schon stehen bekanntlich in den Reihen der schweizerischen Künstler; Edwin Ganz aber hat den Namen auf diesem Gebiet am höchsten zur Geltung gebracht. Und dazu hat ihm wohl seine Spezialisierung auf unser edelstes Tier doch mehr verholfen als seine Leistungen in der Militär- und sozialen Satirenmalerei. Jene ist eben nicht umsonst so selten. Es braucht sehr viel Fleiß und Liebe und ganz besonders viel Geduld dazu, und seine Kritiker hat der Künstler in erster Linie in den sachlichen Kennern und Autoritäten zu fürchten, die wohl dem kritisierenden Aesthetiker an unbefangener Strenge wenig nachstehen. Die Dezember-Ausstellung im Zürcher Künstlerhaus hat uns ein Beispiel gegeben vom Können unseres Künstlers als Pferdemaler, ihrer mehrere die Ausstellung vor einem Jahre.

Denjenigen unserer Leser, denen die frühern Jahrgänge nicht so ohne weiteres zur Hand liegen, wiederholen wir noch einige biographische Notizen.

Edwin Ganz ist am 3. Oktober 1871 in Zürich geboren. Wir mögen ihn also ebensowohl für uns in Anspruch nehmen, wie ihn sein Adoptivvaterland zu den Seinigen rechnet und um seiner Mutter willen auch England beinahe mitzählen möchte, wie es in der Zeitschrift «Road» geschehen ist. Jedenfalls ist er schon als kleines Kind, beim frühesten Erwachen des Bewußtseins, Belgier geworden. In Brüssel ist er aufgewachsen, hat er die Schulen und das Athénée besucht und die Académie des beaux arts bezogen, wo er Leverdonck, Portaels, Stallaert, Jaquet und Blanc-Garin unter seine Meister zählte. Sein Lehrer aber, zu dem er sich vor allem bekennt, ist Meissoniers großer Schüler Detaille. Seine Studien setzte er in Sezierkursen auf der Anatomie, in reiflicher Beobachtung des lebenden Pferdes beim Manöver und in der Kaserne, in Belgien, Frankreich und Deutschland fort. Seine militärischen Genrebilder in farbigem Crayon werden einen dauernden Wert als historische Urkunde haben. Edwin Ganz hat, seitdem er 1893 zum ersten Mal im „Salon triennal" zu Brüssel ausgestellt, den Münchner Glaspalast, die Champs Elysées, die internationalen Ausstellungen in Brüssel, Berlin, Genf und Zürich und die Weltausstellung von 1900 beschickt. E. Z.

*) „Die Schweiz" IV (1900), 137 f.

Die sechs Bouchardon-Risse.

Nachdruck verboten.

Skizze von **Theodor Fischer**, Luzern.

Ich war seit einigen Tagen von einem mehrjährigen Aufenthalt in England in mein liebes altes Zopfbürgerstädtchen zurückgekehrt, als die Kunde zu mir drang, daß dem pensionierten Sekundarlehrer R. sein letztes Stündchen geschlagen. Abends um sieben Uhr war er gesund und wohl von seinem gewohnten mehrstündigen Stroll durch Wald und Feld zurückgekommen, und um neun Uhr lag er bereits tot auf seinem Bett. Ein Schlag hatte ihn getroffen.

Der alte R. war eine wohlbekannte Figur gewesen, von mittlerer Größe, mit dunkeln, stechenden Augen und einem grauen, kräftigen Bart. Dreißig Jahre hatte er im Dienst der Schule gestanden und die wenigen Freuden und die vielen Leiden seines Berufes vollauf gekostet. Die Buben hatten mit ihm Schabernack getrieben und ihn gequält, die Eltern hatten ihre Sprößlinge in Schutz genommen und ihm mündlich und schriftlich Vorstellungen gemacht über die Folgen körperlicher Mißhandlungen, und in der

Edwin Ganz an der Arbeit im königl. Park zu Laeken.

Schulpflege hatte der Geistliche gegen ihn, den Agnostiker, intrigiert, bis er zuletzt demissionierte, wie man zu sagen pflegt anstatt „er wurde demissioniert".

Noch während zwei Jahren war er in Geographie und Sprachfächern mein Lehrer gewesen, und fast überkam mich jetzt ein Gefühl der Reue, wenn ich an die vielen Streiche dachte, die ich in Gemeinschaft mit meinen Mitschülern dem ergrauten Manne gespielt. Doch die Jugend hat keine Pietät dem Alter gegenüber, und der Umstand, daß er nicht mehr gut hörte, ermunterte uns nur zu frecherem Treiben.

Seit seiner Abdankung waren nun zehn Jahre vorüber; man hatte ihn damals mit einer lumpigen Pension abgespeist. Das Leben hatte man ihm vergiftet, und das Gift, das man ihm eingepflanzt, es wirkte weiter. Entfernen konnte er es nicht mehr — er hatte sich daran zu gewöhnen. Ein Misanthrop der schlimmsten Sorte haßte er alle Menschen, selbst sein Weib, das neben ihm duldete und während beinahe vierzig Jahren versucht hatte, von ihm zu nehmen, was ihn drückte, und ihm zu geben, was ihn beglücken könnte. Sie war klein, unbedeutend, mit einem alltäglichen Gesicht und einer kleinen behaarten Warze auf dem Kinn. Dagegen hatte sie zwei weiche braune Augen, die immer feucht schienen. Die Heirat hatte sich von selbst ergeben. Er war Lehrer, sie Lehrerin an derselben Stadtschule. Man sah sich täglich, sprach miteinander, fand, daß man sich verstehe und daß man billiger und komfortabler leben könnte, wenn man sich verheiratete. Man wurde Mann und Weib. Die Ehe blieb unfruchtbar. Ihr ließ man den Posten einer Arbeitslehrerin mit Jahresgehalt von sechshundert Franken. Doch nicht lange; die bösen Mädchen ärgerten sie fast zu Tode.

Prinzessin Clementine von Belgien.

Oft hatte sie ihm geklagt. Er hatte nie ein Wort erwidert; er hatte ja seine eigene Last zu tragen. Sie mußte dann die Stelle aufgeben. Das geschah vor etwa dreißig Jahren. Seither war ihr einziges Streben gewesen, ihn glücklich zu sehen. Aber es war ihr nie gelungen, am allerwenigsten während der Zeit, da er seine Pension bezog.

Sie hatten immer in einem kleinen Häuschen, außerhalb der Stadt, hart an der alten Ringmauer gewohnt. Wenn er jeweilen von seinen einsamen Wanderungen heimkehrte, da schien es, als ob ihn die Nähe der Menschen von neuem mit Haß erfüllte, mit jenem Haß, den er so manches Jahr genährt und den er jeweilen machtlos im Innern hatte verwinden müssen. Beim geringsten Anlaß ergoß er ihn dann über sein Weib. Er war höchst ungerecht, und sie meinte, weil er so „wonderlig" sei.

Seit seiner Pensionierung war er ein eifriger Sammler alter Bücher geworden. Seine Bibliothek eröffnete ihm eine Welt, in der er die Gegenwart vergessen konnte. Er hatte geradezu eine Sucht für alte Kupferstiche und Risse. Eines Tages hatte er seiner Frau von einem Buch erzählt, das er bei einem Landantiquar gesehen. Es seien herrliche Zeichnungen eingeklebt, besonders eine Serie von sechs alten Rissen; in die schien er ganz vernarrt zu sein. Sie hatte sich verwundert, daß er ihr davon sprach. Er machte sonst seine Ankäufe ohne ihr Wissen. Die Kasse und das Sparkassenbüchlein allein gaben ihr darüber Aufschluß. Sie frug ihn nach dem Preis, und er gestand, daß dies der wunde Punkt sei. Der Händler verlange hundertundzwanzig Franken. Sie schrak zusammen und wagte es zum ersten Mal, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das

Coq und Spa. Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel, im Besitz der Prinzessin Clementine von Belgien.

kleine, beiseitegelegte Ersparniskapital, von dem man nun jährlich zehren mußte, weil die Pension auch bei der größten Oekonomie nicht ausreichte, gewiß eine solche Auslage nicht gestatten würde. Er hatte daraufhin geschwiegen und war vergrämt, umsomehr, als ihm die einfachste Kalkulation die Richtigkeit ihrer Behauptung bewies. Auch ihm hatte dieser Betrag für seine Mittel zu hoch geschienen. Er hatte Bedenken gehabt, das Buch ohne weiteres zu kaufen. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sie irgendwie für das Buch Interesse gezeigt. — Eine Woche hatte er mit ihr kein Wort gesprochen, und auf einmal erblickte sie das Buch auf dem Nachttischchen. Sie hatte es nie gesehen, sie konnte nicht wissen, wie es aussah — aber auf den ersten Blick hatte sie es erkannt. Es zeigte einen gepreßten Schweinsledereinband. Sie öffnete es: richtig, da waren die Zeichnungen und Gravüren hineingeklebt. Er hatte ihr davon genugsam gesprochen. Der gewundene, zinnerne Kerzenstock war daraufgestellt worden, als wollte er es ihr ein wenig verbergen. Etwa vierzehn Tage schien er nun etwas milder gegen sie gestimmt — vielleicht als Sühne für ein begangenes Unrecht. Stundenlang versenkte er sich in das Buch, und oft wunderte sie sich, was er darin nur finden konnte. Auch behielt es stetsfort seinen Ehrenplatz auf seinem Nachttischchen, da, wo sonst der fromme Christ seine Bibel und sein Gebetbuch auflegt.

Vor sieben Jahren hat mir die Frau diese Geschichte erzählt. Damals hatte ich eben meine Universitätsstudien absolviert, und da ich beabsichtigte, nach England zu gehen, nahm ich während ungefähr zwei Monaten bei R. Unterricht im Englischen. Wie gut erinnerte ich mich jetzt wieder jener Zeit, da ich ihn jeden Abend um acht Uhr besuchte! Selten kam ich vor halb elf Uhr heim. Was konnte ich von ihm nicht alles lernen! Für das Englische schaute freilich nicht viel heraus — doch das war mir schnuppe: ich dachte, die Engländer würden es mir dann schon beibringen. Es war kein Unterricht, wie ihn ein Lehrer dem Schüler erteilt. Er weihte mich nach und nach in seine Ideenwelt ein, und immer mehr verstand ich, warum er Menschenfeind und Agnostiker geworden. Häufig durchblätterte er mit mir seine alten Bücher und erklärte die Holzschnitte und die Gravüren. Wie fesselnd, wie interessant waren für mich jene Stunden! Welch kolossales Wissen dieser alte Mann besaß! Wenn ich ihn dann verließ, drückte mir seine Frau draußen im Gang jedesmal dankbar die Hand. Oft gestand sie mir, daß ihr Mann jetzt viel glücklicher sei und sich auch ihr gegenüber milder verhalte. Er habe jetzt etwas zu tun, zu schaffen, er habe jemand, dem er sein Wissen mitteilen könne. Sie plauderte gerne und erzählte mir den Vorgang wegen des Buches mit den Zeichnungen, das er zu solch einem horrenden Preis erstanden. Als ich ihn zum letzten Mal besuchte, da war es gegen Mitternacht, als ich mich von ihm verabschiedete. Sie hatte draußen vor der Haustüre auf mich gewartet. Es war eine mondhelle Nacht. Sie drückte mir wärmer wie sonst die Hand und dankte mir vielmal. Als sie mir Glück wünschte, glaubte ich sogar, daß ihr Auge noch feuchter schien wie sonst. — Seither hatte ich weder ihn noch sie gesehen.

Carabinier. Nach einem Pastell von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel, im Besitz der Gräfin von Flandern.

* * *

Einige Monate waren verflossen, seit aus Frau R. eine Witwe geworden. Ich hatte eben einen Spaziergang gemacht, und wie ich am Hause des verstorbenen Sekundarlehrers vorbeiging, öffnete jemand die Jalousien und schaute mir direkt ins Gesicht. Es war die Witwe R., die mich sogleich wieder erkannte und einzutreten bat. Alles war im Zimmer noch wie einst, und selbst das Buch mit den Zeichnungen lag noch immer an seinem Ehrenplatz. Sie wußte mir viel, sehr viel zu erzählen, und unter anderm teilte sie mir auch mit, daß sie nun die Bibliothek ihres Mannes sel. verkaufen müßte, um sich wenigstens für die nächste Zukunft Bargeld zu verschaffen. Sie meinte, daß sie dafür wohl dreitausend Franken fordern dürfte. Ich wußte, daß über dreimal soviel Kapital darin steckte. Sie klagte, daß sich bis jetzt noch kein Käufer gefunden, der die Sammlung in toto erwerben wollte. Ich machte ihr Hoffnung und verabschiedete mich.

Auf dem Heimweg fiel mir ein, daß Dr. Pf., einer der besten Freunde meines verstorbenen Vaters, bei einem Bekannten auf Besuch war. Er war eine europäische Autorität auf seinem Gebiet. Er besaß eine der größten und wertvollsten Kollektionen in alten Büchern, Gravüren und Rissen. Der war mein Mann! Ich sprach ihm von der Bibliothek, und am darauffolgenden Tag begleitete ich ihn nach dem Hause der Witwe, der ich ihn als meinen Freund Dr. Pf. vorstellte. Er begann sofort die Bücher zu durchstöbern, und ich empfahl mich. Als ich abends wieder vorsprach, richtig, da saß er noch an demselben Platz. Sie reichte ihm die Bücher. Ja, er war ein rechter Bücherwurm, der Doktor! Wie er so dasaß, einen Band um den andern examinierte, befühlte, drehte, gerade dort hinschaute, wo ich am allerwenigsten vermutet hätte, da sah man, er war so recht in seinem Element. Er war ein Krüppel. Er hatte ein steifes Bein. Er schielte. Trotzdem gewann man ihn lieb, sobald man ihn kannte, mit ihm sprach. Das Buch, das sonst auf dem Nachttischchen lag, hatte er neben sich, seinen rechten Ellbogen darauf stützend. Endlich schien er fertig zu sein, blickte auf, und mich erst jetzt bemerkend, streckte er mir seine Hand entgegen. Ich hatte bereits zehn Minuten im Zimmer gestanden, ohne daß er mich erblickt hatte. „Nun," frug ich ihn, „wie steht's? Haben Sie der Frau R. schon einen Check auf dreitausend Franken gegeben?" „Nein," erwiderte er kurz, „das könnte ich nicht auf mein Gewissen laden," und dann sich an die Witwe wendend: „Darf ich

Studie zum Gemälde „Angriff auf Montaigu" von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel, im Besitz des Prinzen Karl von Hohenzollern.

das Buch mit den Gravüren mit mir nehmen? In zwei Tagen hoffe ich, Ihnen eine gute Offerte machen zu können." Sie durfte ihm dies nicht abschlagen, meinte jedoch, sie hätte die Bücher lieber en bloc verkauft; den Verkauf eines einzelnen Buches habe sie bis jetzt immer verweigert. Wir machten uns auf den Heimweg. Ich versuchte das Gespräch auf das Buch zu lenken; aber er gab mir deutlich zu verstehen, daß er davon nicht sprechen wollte. Er war sehr nachdenklich und schweigsam, und einmal frug er mich ganz unvermittelt, ob die Witwe des Geldes bedürftig sei. Ich bejahte und fügte bei, daß die Not sie zum Verkauf der Bücher zwinge und daß, falls sich nicht bald ein Käufer finde, die ganze Bibliothek unter den Hammer kommen werde. Bald darauf verabschiedeten wir uns.

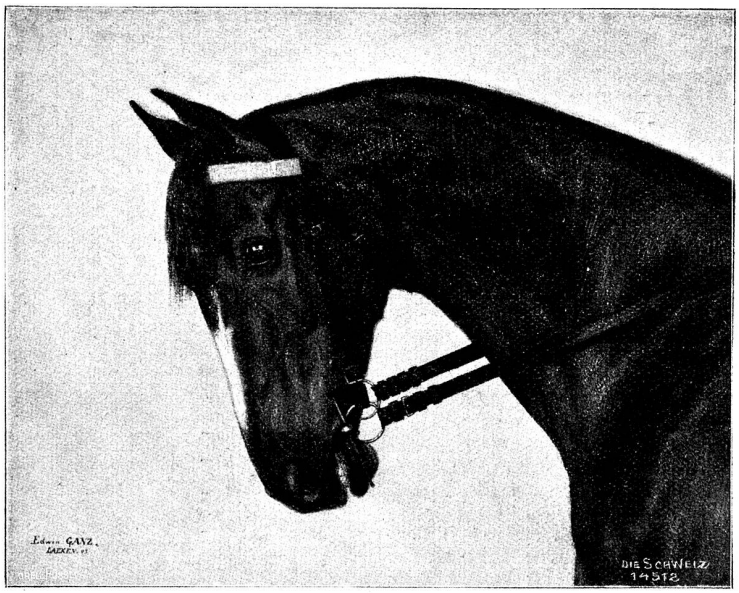
Acht Tage waren verflossen, seit ich den Doktor zuletzt gesehen. Während dieser Zeit war ich in den Bergen gewesen, um meinem Lieblingssport zu huldigen. Bei meiner Rückkunft sah ich auf meinem Tisch die Visitenkarte des Doktors liegen, auf der er mich einlud, ihn vor seiner Abreise noch zu besuchen. Ich beeilte mich, hinzugehen. Er begrüßte mich und streckte mir freundlich seine Hand entgegen.

„Nun, mein lieber Herr Doktor, Sie strahlen ja ganz vor Freude! Stimmt Sie etwa die nahe Abreise . . ."

„Falsch, grundfalsch!" unterbrach er mich lächelnd. „Ich komme soeben vom Haus der Witwe."

„So, so, und der Besuch hat auf Sie, alten Junggesellen, solche Wirkung getan! Das scheint mir fast verdächtig."

„Sie sind auf ganz falscher Fährte! Die Sache ist doch so einfach! Ich habe ihr dreißig ‚Billets de mille Francs' gebracht, und da verlor sie dermaßen das Gleichgewicht, daß ich nur mit Mühe und Not meinen Hut erfassen und mit meinem steifen Bein aus dem Zimmer humpeln konnte. Ach," lachte er auf, „ich weiß nicht, was sonst aus mir geworden wäre! Ich glaube, sie wollte mich umarmen, küssen . . . Nun," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „jetzt bin ich Gott sei Dank der Gefahr entronnen!"



Cheltenham (Sattelpferd König Leopolds II. von Belgien). Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

„Aber zum T. . . . ., wie kommen Sie denn dazu, ihr dreißigtausend Franken zu bringen?"

„Die Geschichte ist einfach!" sprach er langsam. „Das Buch, das ich vor acht Tagen mitgenommen, enthielt eine Serie von sechs Bouchardon-Rissen, die einzigen bis jetzt bekannten! Ich offerierte sie sofort an L. in Paris, der mir dafür telegraphisch dreißigtausend Franken anbot. Die Witwe akzeptierte, und heute habe ich ihr das Geld gebracht. Das ist die ganze Geschichte!"

Ich schwieg und drückte ihm dankbar die Hand. So sollte denn das Buch, das einst zwischen ihrem Manne und ihr so viel Unfrieden gesät, ihr am Ende doch noch eine schöne Frucht, eine sorgenfreie Zukunft bringen!

Meine Nachbarin.

Nachdruck verboten.

Novellette von **Neera.** Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Accolti-Egg, S. Felice a Cancello.

Als ich meinen dunkelblauen Ueberzieher anzog, bemerkte ich, daß auf der linken Seite, und zwar gerade in der Herzgegend, ein Knopf fehlte.

Rudolf, sagte ich zu mir, es paßt sich nicht, mit einem fehlenden Knopf beim zukünftigen Schwiegervater vorzusprechen. Das würde einen unvorteilhaften Eindruck von deinem Ordnungssinn und hauptsächlich vom Zustand deiner Garderobe machen; welch letzteres um so kritischer war, als in der Tat die ganze Garderobe an einem Nagel am Türpfosten hing. Ich hatte nur ein einzig Zimmer und infolgedessen eine einzige Tür, die auf die Treppe hinausging. Ich zog also getrost meinen Ueberzieher wieder aus und betrachtete ihn aufmerksam.

Auf Rekognoszierung. Nach Zeichnung von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Mein alter Ueberzieher und ich sind alte Freunde und werden es bis zu unserm Tode bleiben (den seinigen ziehe ich natürlich vor). Ich kaufte ihn bei Gelegenheit einer Erbschaft. Die „Gelegenheit" macht bekanntlich den Menschen zum Verschwender. Die sechshundertfünfzig Franken betragende Erbschaft mußte ich mit meinen neun Geschwistern teilen, weshalb mir eine Summe von fünfundsiebzig Franken zufiel, d. h. der genaue Preis meines dunkelblauen Ueberziehers.

Er war damals nach der neuesten Mode geschnitten: mit hohem Kragen, engen Aermeln, anliegender Taille und mit zwei großen Knöpfen in der Gegend, „die noch nicht Bein und wo der Rücken endet", und endlich mit zehn Knöpfen auf der Brust, wodurch der Mantel so eng anschloß, daß er wie angewachsen schien.

Mich in den verschiedenen Lebensphasen begleitend, war er Zeuge meiner Triumphe, Gefährte meiner Leiden, Vertrauter meiner Glücksfälle gewesen . . . So weckte jener Ueberzieher die verschiedensten Erinnerungen in meinem Herzen.

Als ich ihn zum ersten Mal anzog, wurde ich beim Barbier, der mich rasieren sollte, mit „Monsieur" angesprochen. Und „Madame", die hinter dem Verkaufstisch die Puderbüchsen ordnete, warf mir einen vielsagenden, schmachtenden Blick zu.

Allerdings verlieh der anliegende Schnitt — ganz nach